

136

Paul Parin

## **Ein Brief an Johannes Cremerius**

Lieber Johannes Cremerius,

Sie haben mich gefragt, was Schweizer Psychoanalytiker über ihren Nachbarn Deutschland denken, als Beitrag zu den „Psychoanalytischen Blättern“.

Es ist zu erwarten, daß jede Antwort etwas über die Schweiz, über Schweizerinnen und Schweizer aussagen wird; über Deutschland und die Deutschen darf man kaum Aufschluß erwarten. Sobald ein Staat und seine Nachbarn mit ihrem nationalen Etikett versehen sind, werden Gedanken über sie immer von Emotionen bestimmt sein, von Projektionen, Vorurteilen und dergleichen. Das gilt auch für Personen, die relativ gut informiert sind.

Ich selber bin für diese Anfrage kein guter Adressat. Seit ich vor vier Jahren die Praxis und jede Lehrtätigkeit aufgegeben habe, treffe ich nur noch wenige meiner psychoanalytischen Kollegen und Kolleginnen, und wir haben – soviel ich mich erinnere – nie über Deutschland gesprochen. Ich werde also nur für mich selber sprechen.

Mit gewöhnlichen Schweizerinnen und Schweizern habe ich nach dem Rückzug vom Beruf fast nur noch durch das Lesen von Zeitungen, durch Radio und Fernsehen Kontakt. Bevor ich als Psychoanalytiker antworte, wäre es wichtig zu wissen, was die Bevölkerung der Schweiz heute über Deutschland denkt.

137

Zuerst habe ich einen emeritierten Professor der politischen Philosophie der Universität Basel gefragt, was die Schweizer über Deutschland denken. Er dachte längere Zeit nach und sagte dann: „Ich glaube, sie denken nichts“.

Darauf habe ich mich an einen jungen Mann gewandt der als Journalist gearbeitet hat, vielgereist ist und im Kulturbetrieb der Stadt Zürich tätig war. Seine Antwort: „Mercedes ist prima, auch BMW; und auch das Swatch-Mobil das Hayek von Volkswagen konstruieren läßt, und natürlich auch Chapuisat“. Ich wußte nicht, wer das ist. Er ist ein Stürmer aus Neuenburg (Schweiz), der jetzt bei einem Fußballklub in Dortmund spielt; er ist der beste. Den könnte sich kein Schweizer Klub leisten. Im Gespräch mit noch einem jungen Mann stellte es sich heraus, daß die Ablösesumme, die an seinen Klub zu zahlen wäre, wenn man den Spieler holen wollte, etwa fünfzehn Millionen Schweizer Francs (nicht DM!) betragen würde, abgesehen vom Gehalt. Ich war nicht sicher, ob die Antwort ironisch oder ernst gemeint war. Das einzige, was mein

Gesprächspartner noch von sich gab, war: „Deutschland ist das einzige Land, von wo ich gerne in die Schweiz zurückkomme“.

Je weiter ich meine Enquête vorangetrieben habe, desto komplizierter wurde es. Ein Schweizer Volk, das über das deutsche Volk etwas denken könnte, gibt es nicht: es gibt mehrere. Da sind einmal die Deutschschweizer, die Romands (die französisch sprechenden) und die Tessiner.

Am einfachsten ist es – wie ich glaube – mit den Tessinern. Für sie sind die Deutschen Exoten, ähnlich wie Japaner oder Amerikaner, solange sie bei sich zu Hause bleiben. Kommen sie in den Tessin, werden sie zu beliebten Kunden der Hotel- und anderer Zweige der Tourismusindustrie. Bleiben sie im Tessin, werden sie zu Menschen ohne nationales Etikett, beileibe nicht zu einer Minderheit; die gibt es bei uns nicht. Dann sind sie Mitbürger, Mitbürgerinnen und *bambini*, beliebt oder unbeliebt, je nachdem, wie sie sich aufführen.

Die Romands sind – nach FRIEDRICH DÜRRENMATT – die besten Schweizer, weil sie zum Staat ein nüchternes und dar-

138

um vernünftiges Verhältnis haben. Schon seinerzeit hatte sich Genf der Schweiz angeschlossen, weil es für calvinistische Protestanten bei der Eidgenossenschaft besser war als im katholischen Königreich der Franzosen. In der französischsprachigen Schweiz folgt die Meinung über Deutschland der jeweiligen Haltung der Franzosen, jedoch weniger leidenschaftlich, gedämpft durch Abwägen von Vor- und Nachteilen, die uns – den Schweizern – aus der Lage erwachsen; sofern man sich über Deutschland überhaupt Gedanken macht.

Die Bevölkerung der deutschsprachigen Kantone zerfällt in zwei ungleiche Teile, die Deutschland gegenüber durchaus verschiedene Haltungen einnehmen; geographisch sind sie nicht abzugrenzen: Einerseits die Mehrzahl, die ich „Eidgenossen/innen“ nennen will. Ihnen erscheinen die deutschen Nachbarn als Fremde; andererseits die kleinere Gruppe von Studenten, Intellektuellen, Künstlern und auch Berufsleuten, die in Deutschland gelebt und gearbeitet haben. Ihnen gilt die eigene Kultur als Variante der deutschen; für sie sind diese Nachbarn keine Fremden, sondern eine größere mehr oder weniger deutlich unterscheidbare Gruppe ihrer Sprach- und Kulturgemeinschaft.

Wir haben es demnach mit vier Arten von Schweizern zu tun: Den Tessinern, den Romands, den „Eidgenossen“ und den „Schweizern deutscher Sprache und Kultur“, zu denen ich mich zähle.

Bei den *Eidgenossen* zeigt eine Hinwendung zum vermehrten Gebrauch der Mundart an, daß das Bedürfnis besteht, sich vom nördlichen Nachbarn abzugrenzen. In unserem Jahrhundert war das schon mehrmals der Fall. Bekanntlich wird das Hochdeutsche in der Schule und als Befehlssprache im Militärdienst gesprochen und ist – von wenigen folkloristischen und

sprachexperimentellen Autoren abgesehen – Sprache der geschriebenen Literatur. Bei der Machtergreifung Hitlers 1933 setzte eine Dialektwelle ein (gerade auch bei Sympathisanten der Nazis!), die nach Ende des Zweiten Weltkriegs abgeklungen ist. Heute ist wieder ein Ansteigen des Gebrauchs der Mundart und eine Abneigung, „hoch-

139

deutsch“ zu sprechen, festzustellen. Diese Tendenz ist nicht ganz neu, denn die Rekrutenprüfungen zeigen einen markanten Anstieg der Zahl der Zwanzigjährigen, die nur noch Dialekt sprechen. Jedenfalls geben die gesprochenen Medien, das Schweizerdeutsch in Reklametexten und eine neu entflammte Diskussion für mehr Dialekt im Schulunterricht Anlaß, über die Gründe der sprachlichen „Rückbesinnung“ nachzudenken.

Auf die Vereinigung der beiden Deutschland gab es zwei unterschiedliche Reaktionen. Die aus dem antikommunistischen Parameter stammenden Gefühle der Erleichterung, des Triumphes und der Schadenfreude über den Niedergang der „Roten“ waren von der öffentlichen Meinung getragen. Untergründig breitete sich eine Scheu vor der Größe und dem Machtzuwachs des Nachbarn aus, die unbestimmte Erwartung, das so nahe große Reich sei auf die Dauer nicht gut für uns Eidgenossen. Das hat alte, historische Quellen. Die Eidgenossenschaft ist aus der Abgrenzung und den Kampf gegen starke und große Nachbarn entstanden. Bereits der Bund der Urkantone (1291) war aus der Abwehr gegen das Habsburger-Reich entstanden. Es hieß „Wir wellen nit mit dem Ding da sy“. Das Ding war der österreichische Burgfriede, das heißt, der Kolonialvertrag, der der Zentralschweizer Bauerngemeinden aufgezwungen werden sollte. Die Maxime drückt aus, daß die Abhängigkeit vor Großmächten zu fürchten ist. Nach den Erfahrungen in diesem Jahrhundert ist diese Haltung „rational“: Verschonung in zwei Weltkriegen, darum zweimal keine Geldentwertung sondern ein enormer Aufschwung der nationalen Wirtschaft, während des „Dritten Reichs“ durch Zusammenarbeit, nach 1945 als intakte Handelsmacht im darniederliegenden Mitteleuropa, dann die Teilnahme am Boom, an Export von Geld und Waren auf dem Weltmarkt. Die bäuerliche Tradition spielt nur noch als Rationalisierung eine Rolle; die bäuerliche Bevölkerung ist bis auf einen Rest geschwunden. Rückschläge wie die Krise der dreißiger Jahre und die gegenwärtige Rezession werden unter Leugnung äußerer Einflüsse auf innerschweizerische Fehlentwicklun-

140

gen bezogen; ein weiteres Zeichen für den „Geist der Unabhängigkeit“?

Der „Wille zur Unabhängigkeit“ dient einer Politik, die man konservativ nennen könnte, wenn sie nicht bestrebt wäre, sich auf administrativem Weg in entscheidenden Schritten dem neuen Europa

anzupassen. Trotz der Ablehnung eines Beitritts zur UNO, trotz der (knappen) Ablehnung der Teilnahme am Wirtschaftsvertrag EWR durch das Volk wird eine Koordination an das europäische Polizeisystem (Schengener Abkommen) eingeführt, ohne daß ein nennenswerter Protest laut wird. Der „Wille“ ist eben ambivalent, die traditionelle Freiheitsideologie ist die Rationalisierung für ein Herrschaftsverständnis, das im Gegensatz zur Tradition auf Eigenständigkeit verzichtet.

Im Zusammenhang mit diesen Verhältnissen ist die Reaktion der Schweiz auf die Gewalttaten und Übergriffe gegen Fremde in Deutschland und in der Schweiz zu sehen. In der Schweiz ereignen sich gleichzeitig ähnliche Gewalttaten gegen Fremde wie in Deutschland, Anschläge auf Asylantenheime, auch Grabschändungen. In erster Linie dienen uns jene Ereignisse in Deutschland als Alibi. Dort sind sie spektakulärer, sie „machen Schlagzeilen“. Dadurch treten die Gewalttaten in der Schweiz in den Hintergrund.

Die Entwicklung dieser Phänomene während der letzten Jahre könnte schrittweise nachgezeichnet werden. Hier interessiert jedoch nur: Gerade mit den abscheulichsten Erscheinungen der deutschen Gesellschaft besteht ein politisches Einverständnis beider Regierungen, Ihrer und der unseren, getragen von einem tiefen Konsens der Eidgenossen – natürlich nicht mit den Tätern – aber mit ihren Motiven.

Wie sehe ich als Psychoanalytiker diese Vorgänge? Kann ich hinter die Kulissen der Zeiterscheinung sehen?

Da ich den Aufstieg Hitlers bereits als Erwachsener miterlebt habe, hat schon die Begeisterungswelle beim Fall der Mauer meine alten Befürchtungen wiederbelebt. Auch die „rassistische“ Welle hat in mir eine Stimmung von Angst und Besorgnis hervorgerufen. Diese obligat-subjektiven irratio-

141

nen Ängste vor einer „Wiederholung der Geschichte“ sind nicht schwer zu durchschauen. Ein Stück Selbstanalyse genügt, um einzusehen, daß es einen „historischen Wiederholungszwang“ nicht gibt. Gesellschaftliche Phänomene, die als Wiederholung imponieren, werden in der Regel nicht von der Dynamik unbewußter Prozesse bestimmt; sie sind einer politischen Analyse zugänglich. Ich glaube, vor einer irrationalen Psychologisierung der Geschichte und von einer „wilden Psychoanalyse“ der Deutschen genügend gewarnt zu sein.

Damit gerate ich an einen Punkt, an dem eine psychoanalytische Interpretation politischer Ereignisse einsetzen müßte. Doch fehlen uns gerade für das aktuelle Geschehen, für „brennende“ Probleme die Methoden zu einer fundierten Analyse. Für die Frage, wie die heutigen Ereignisse in Deutschland von einem Schweizer wahrgenommen werden, weiß ich eigentlich nur zwei Ansätze,

die eine Erhellung des psychologischen Hintergrunds erlauben: die Einfühlung in die Stimmung agierender Massen und die Interpretation von „Fehlleistungen“ führender Politiker. Wie sich sogleich zeigen wird, blickt der Psychoanalytiker nicht viel tiefer, als es ein anderer kritischer Zeitgenosse auch täte.

In den ersten Tagen des sogenannten Golfkrieges (Januar 1991) konnte ich in Berlin große Demonstrationen junger, oft sehr junger Menschen beobachten, die gegen den Einsatz von Waffen demonstrierten. Die Stimmung war gelöst und friedlich. Auch wenn einzelne Aufschriften („Kein Blut für Öl“) als antiamerikanisch denunziert wurden, war keinerlei aggressive Stimmung wahrzunehmen. Ganz anders, als es die propagierte Einstellung in der übrigen „gesitteten“ Welt wollte, war die Gesinnung der Demonstranten unverkennbar friedfertig. Offenbar war ein erheblicher Teil der Jugend Deutschlands so erzogen worden, daß Gewalt als Mittel zur Lösung nationaler Konflikte abgelehnt wurde.

Zufällig war ich Anfang November 1992 wieder in Berlin und konnte die erste große Demonstration gegen Rassismus beobachten. Von den 350.000 an uns vorbeiziehenden Demonstranten und Demonstrantinnen ging eine Stimmung

142

friedlicher und friedfertiger Entschlossenheit aus. Manche hatten sich einen Karton mit dem Namen des Kanzlers an den Hut gesteckt: „Kohl kann man sich an den Hut stecken“. Der Zug wirkte wie ein kollektiver Sonntagsspaziergang. Ähnliche Anlässe folgten in vielen deutschen Städten und erneuerten sich in den folgenden Monaten.

Während des Golfkriegs wurden die demonstrierenden Friedensfreunde als feige denunziert. Es hieß, das deutsche Volk versage, nehme seine Verantwortung nicht wahr; es sei total unkriegerisch. Ähnlich absurde Vorwürfe gibt es auch jetzt wieder: Antirassisten seien genau so gefährlich aggressiv wie Rassisten. Aus solchen Anwürfen ist zu sehen, daß Tendenzen bestehen, den Ausdruck humaner Gesinnung wenigstens zu unterdrücken, da er nicht genügend rasch beseitigt werden kann, das heißt, daß eine Verdrängung aus dem Bewußtsein so vieler Menschen nicht gelingt.

Man weiß, daß die Polizei, die den Knüppel rechts trägt, leichter nach links schlägt. Und man weiß, daß im Fernsehen fliegende Eier, Steine, Gasbomben und Knüppelinsätze bessere Einstellungen abgeben als Sonntagsspaziergänger. Ich bin aber sicher, daß Eltern, Lehrer und Erzieher mit den Ideen der späten sechziger Jahre einen nicht unerheblichen Teil der deutschen Jugend so erzogen haben, daß sie Gewalttaten als Mittel der Politik ablehnen. Leider ist das in der Schweiz nicht gleichermaßen der Fall. Ich vermute, daß die Verbreitung der Schriften von

engagierten Analytikern (z.B. ALEXANDER MITSCHERLICH und HORST-EBERHARD RICHTER) an diesem sozialpsychologisch relevanten Sinneswandel ursächlich beteiligt ist.

Fehlleistungen sind – nach der Korrektur der FREUDschen Auffassung durch LUDWIG EIDELBERG – mit dem Eindringen vorbewußter (also nicht dynamisch unbewußter) Regungen in den Ablauf gewollter Reden und Handlungen zu erklären. Fehlleistungen darf man demnach unmittelbar interpretieren. Es sind keine Widerstände zu überwinden, um den Sinn einer Fehlleistung zu erraten. Wer sagt „zum Vorschwein kommen“, hat an Schweinereien gedacht, wollte es bloß nicht aussprechen.

143

Deutsche Politiker haben in den letzten Jahren reichlich Anlaß zur Deutung ihrer Fehlleistungen geboten. Ich erinnere nur an einige: Bitburg, die Rede des Bundestagspräsidenten Jenninger, die „Gnade der späten Geburt“ (aus der Sache sein!) des Kanzlers in Israel, der geplante Besuch in einem polnischen Kloster. Ob die Absage der CSU-Spitze, an der großen antirassistischen Demonstration in Berlin teilzunehmen, wozu sich ihre Regierungspartner und der Bundespräsident entschlossen hatten, noch als Fehlleistung oder als gewollte Politik zu deuten ist, bleibt ungewiß. Einigen eidgenössischen Politikern, zum Beispiel den Bundesräten Adolf Ogi und Arnold Koller sind ganz ähnliche Mißgeschicke passiert.

Was folgt daraus? Wir wissen von derartigen Selbstenthüllungen lediglich von aktiven Politikern der „bürgerlichen“ Parteien. Wir haben das Recht, ihre ungewollt zum Vorschein kommende Gesinnung als nationalistisch oder gar als rassistisch zu erkennen. Daraus ergibt sich für mein Bild von Deutschland nichts überraschend Neues. Bei uns in der Schweiz ebenso wie bei unseren Nachbarn sind Regierungen am Werk, vor denen man sich fürchten sollte.

Für einen Psychoanalytiker ist es selbstverständlich, daß „das Volk“, das sich durch solche Politiker vertreten läßt, nichts dafür kann, auch dann nicht, wenn diese betonen, nichts als die Meinung des Volkes (in der Schweiz sagt man „des Souveräns“) wiederzugeben. Bewußt sagen sie ja gerade das Gegenteil von dem, was ihre Fehlleistungen enthüllen. Die Politiker produzieren erst die nationalistische Einstellung, die sie zu bekämpfen vorgeben. Zu fürchten ist – ich wiederhole es – nicht das deutsche oder schweizerische Volk, sondern die herrschende politische Klasse und ihre „Produktion von falschem Bewußtsein“.

Viel psychologische Einsicht zu unserer Frage habe ich nicht gefordert. Wahrscheinlich denken die Schweizerinnen und Schweizer überhaupt nicht viel über Deutschland und die Deutschen nach, wie der eingangs zitierte Professor meinte. Es fällt auch den besten Eidgenossen nicht leicht, „als Schweizer“ von sich zu reden. Wenn meine Mitbürger

144

von sich reden, sagen sie eher: ich als Zürcher, ich als St. Gallerin, ich aus dem Appenzell, aus Ober-Hinwil, und so weiter. Das finde ich gut.

Hingegen dünkt es mich, daß die Deutschen sehr viel über sich und über Deutschland nachdenken, oft und viel darüber schreiben und daß sie darum wenig Zeit und Lust haben, sich über die Schweiz Gedanken zu machen. Wichtig scheint es ihnen zu sein, was man in anderen Nationen über sie denkt. Das gehört wohl zum Denken über sich selbst und die eigene Nation. Man muß hoffen, daß diese intensive gedankliche Arbeit ersprießliche Ergebnisse bringt.

Mit besten Grüßen

Ihr Paul Parin